Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 14

Artikel: Erzählen wir unsern Kindern vom Christkind, St. Niklaus, Osterhasen

und andern Märchen - oder sind das Lügen?

Autor: Steiger, M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635767

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bann muß der Lehrer die Kinder unverzüglich nach Hause schieden, damit sie noch trockenen Fußes die verschiedenen Warften erreichen können. Das Schulzimmer ist klein, aber heimelig und, wie wir uns überzeugen konnten, durchaus nicht stiefmütterlich mit Anschauungsmaterial bedacht.

Auf einer besonderen Warft stehen Rirche und Pfarrhaus. Die Leiden und Freuden eines Halligpastors schildert uns Wilhelm Lobsien in seinem prächtigen Roman "Der Halligpastor", den wir allen, die sich über das Leben der Halligfriesen näher unterrichten möchten, warm empfehlen können. Neben der niedrigen Rirche steht gesondert der kleine Glodenturm, dessen Gloden am Sonntag über die Weidefennen und das Medeland (Heuland) klingen und die Leute zur Kirche laden. Bon der niedrigen Dede der Rirche hängt ein stattliches dänisches Orlogsschiff, ein Rennzeichen der friesischen Kirchen. Eine rote Votivtafel trägt folgende Inschrift: "Gott segne unsern teuren König Friedrich VI., der unsere durch die hohe Wasserslut zertrümmerte Kirche, nachdem er sie den 3. Juli 1825 persönlich in aller höchsten Augenschein genommen hatte, wieder erneuern ließ; ewig wird sein Andenken unter und andauern." Die hubsche Ranzel trägt Rachelschmud. Neben der Rirche ist der Friedhof. Oft schon ist es vorgekommen, daß die Wellen Hallig= friedhöfe bloklegten und die Särge wegspülten. Eines Idnils mussen wir noch gedenken: Ein Schwalbenpaar hatte sich in der Kirche das Rest gebaut und pietätvoll ließen nun die Leute die Türe offen, um den lieben Tierchen ein ungestörtes Bu= und Serfliegen zu ermöglichen. Um uns fümmerten sich die Schwalben nicht. Das Pfarrhaus ist hoch und schmud. Schön ist's hier im Sommer. Wie furchtbar einsam muß es aber im Winter sein, wenn gu der äußeren Abgeschiedenheit infolge Ueberschwemmungen auch noch eine innere kommt, die Unmöglichkeit des Berkehrs mit den Nachbarwarften!

Zurzeit gibt es, um zum Schlusse einige allgemeine Betrachtungen anzufügen, noch zehn Halligen: Langeneß mit Nordmarsch 1220 Hektaren messend, Hooge 640 Hektaren, Nordstrandischmoor 228 Settaren, Grode mit Apeland 262 Sektaren, Samburgerhallig 79 Sektaren, Südervog 96 Sektaren, Südfall 116 Sektaren, Oland 90 Sektaren, Sabel 34 Sektaren, Norderoog 21 Sektaren. Unbewohnt ist die Halfig Norderoog, die 1825 noch mehrere Warften trug. Süberoog, Südfall, Samburgerhallig und Sabel werden nur je von einer einzigen Familie bewohnt. Dland hat eine einzige Warft, eine Dorffiedlung. Sooge zählt neun Warften, Langeneß 19, Nordstrandischmoor vier. Die Samburgerhallig hat seit 1858 einen Damm zum Festland, an welchem sich im Laufe der Jahrzehnte Schlickmassen angesam-melt haben, die mit der Zeit zu Neuland werden. Solches Neuland heißt in Holland Bolder, in Norddeutschland Roog. Auch die Hamburgerhallig ist also landfest geworden, um den technischen Ausdruck der Halligleute zu brauchen. Denn einen Trost gewährt das Meer schließlich doch: Was es an einem Ort wegreißt, läßt es an andern wieder liegen, aber tot und falt.

Der Namen Sallig soll von hol, niedrig, tief, kommen, also mit dem Namen Holland, Niederland, verwandt sein. Nach Traeger sind die Halligen ein insularer Rest des in geschichtlicher Zeit durch Sturmfluten, Eisgang und die Gezeitenströmungen (Ebbe und Flut) zerrissenen Marschlandes. welches das Meer ehedem in den Sümpfen hinter den Dünen der jutischen Nordseekuste in horizontalen Schichten abgelagert hatte. Weiland muß nach wissenschaftlichen Untersuchungen Die Westlandsfüste mindestens bis jum Westrand ber heutigen nordfriesischen Inseln gereicht haben. Diese Ruste war durch Dunen geschütt, die in ihren Resten auf Amrum und Gnit noch erhalten find. Mindestens 50 Salligen find im Laufe der Jahrhunderte untergegangen, vom Meere weggespült worden. Untergang droht auch allen heutigen Salligen, soweit sie nicht durch Deiche geschützt sind. Denn jeden Tag nagen die Wellen am Uferrand und jede Sturmflut

reißt Land weg. Man muß in der Chronik Nordfrieslands nachlesen, um ganz verstehen zu können, was das heißt, muß die Berichte über die Sturmfluten hören, die von Hunderten von ehemals stattlichen Dörfern und Höfen berichten, die versunken sind, samt ihren Bewohnern. Mit dem Dichter können wir beim Befahren des Wattenmeeres sprechen:

> "Und aber nach 500 Jahren, Kam ich desselben Wegs gefahren, Da schäumten die Wasser an diesem Ort!"

Oder mit Detlew von Liliencron:
"Heut bin ich über Rungholt gefahren,
Die Stadt ging unter vor 600 Jahren,
Noch schlagen die Wellen da wild und empört,
Wie damals, als sie die Marschen zerstört.
Die Maschine des Dampfers schütterte, stöhnte,
Aus den Wassern rief es unheimlich und höhnte:
Truk, Blanker Hans.
Bon der Nordsee, der Mordsee, vom Festland geschieden,

Bon der Nordsee, der Mordsee, vom Festland geschieden Liegen die friesischen Inseln im Frieden. Und Zeugen weltenvernichtender Wut Taucht Hallig auf Hallig aus fliehender Flut..."

Der in diesem Gedicht erwähnte Fleden Rungholt ging im Jahre 1300 mit sieben großen Kirchspielen unter. Tausende ertranken damals.

Und trotdem, oder vielleicht gerade deswegen, ist dem Halligfriesen seine Seimat so liebwert. Die Sturmflut reist ihm das Haus weg, er baut es wieder auf und singt in seinem alten Friesenlied:

"Wer die Seimat nicht liebt und die Seimat nicht ehrt, Ist ein Lump und des Glückes der Seimat nicht wert!"

Frei und unabhängig ist der Friese auf seinem Besitztum und will es bleiben. Ueberall und immer begegnet man seinem Wahlspruch: "Lever dud as Slav!", sieber tot als Stlave! Geht der Halligbewohner auch in jungen Iahren weg, im Alter kehrt er doch auf seine Scholle zurück, um hier sein Leben zu beschließen. Diese Heimatliebe teilt der Halligfriese mit uns Schweizern und macht ihn uns sofort stammverwandt.

Eines nur möchten wir wünschen, daß möglichst bald die Schuharbeiten für die Halligen wieder aufgenommen werden, bevor es zu spät ist. Auch die mit Erfolg vor Kriegsausbruch eingeleiteten Landgewinnungsarbeiten sollten eine Fortsehung finden.

Wir schließen unsere kurze und lückenhafte Betrachtung mit einem Zitat aus Lobsiens "Halligpastor": "Die sieben, lieben Halligen! So klein, so einfach, so trostlos einsam, und doch eine Welt voll Liebe und Treue. Reiner ist unter uns, der auf ihnen nicht schon manchen lieben Menschen und manch' siebes Hab und Gut verloren hat. Und doch gibt es für uns auf der ganzen weiten Gotteswelt nur eins: "Unsere Hallig!"

Erzählen wir unsern Kindern vom Christkind, St. Niklaus, Osterhasen und andern Märchen — oder sind das Lügen?

Frau Anna ist in Sinnen verloren. Wer hat nun Recht? Sie glaubte, es so gut gemacht zu haben, und nun kommt ihre Schwägerin und lacht sie aus oder macht ihr Borwürfe.

Ja, nun war zu ihnen doch immer der St. Niklaus gekommen, das Christkind und der Osterhase. Und was für ein Niklaus, so ehrkurchtgebietend und doch wieder so gutmütig, so recht wie er im Bilderbuch steht, mit dem pelzbesetzen Mantel und der Kapuze und den hohen Stiefeln, mit dem weißen Bart, mit Rute und Sac, ach, und wahrlich, am Gewand hingen noch Moossetzhen und Tannennadeln — man sah ganz gut, daß er geradewegs aus dem Walde kam. Gerade so war's, wie Mutter es den Kindern

erzählte und wie's in den Geschichten stand. Ach, wie flopfte einem das Herzlein schon viele Tage vorher, was für ein herrlich gruseliges Gefühl war es, wenn draußen die schweren Schritte ertonten und der Stod auf den Boden flopfte, ja, wer gang gute Ohren hatte, wie Mutterchen etwa, der hörte auch das Glödchen des Eseleins draußen läuten. Und dann das wunderliche Gemisch von Freude und Angst, wie wenn der liebe Gott selber vor einem stunde, wenn man fein Spruchlein fagte und ein Gewiffenskämmerlein erforschen mußte bis in die dunkelste Ede, wo allerlei vergessener Unrat lag. Und wenn der Schreden vorüber war, wie herrlich war's, davon zu plaudern, noch manchen Tag, bis wieder neue Dinge in Aussicht standen, die nun, da sie dem Bewußtsein näher rudten, noch wichtiger, noch unendlich viel geheimnisvoller und wundersamer waren als St. Niffaus.

Was denn? Etwa das Christfind? Mit den goldenen Haaren und mit der Stimme, die wie ein Silberglöcklein tönt, mit dem sternbesäten Gewand und den großen Schwanenflügeln? Das den Weihnachtsbaum schmücken half und all die schönen Dinge brachte, um die noch jahrelang der Weihnachtsduft wob? Das Christfind, das man zwar nie zu sehen bekam, das aber Mutterchen so lebenswarm Bu Schildern wußte und mit einer solchen Bartheit und Berrlichkeit umgab, daß einem gang die Augen glänzten beim bloßen Anhören. Mutter sah es ja manchmal, wenn sie in der Dunkelheit etwa noch draußen zu tun hatte, ja dann sah sie, wie es am Fenster stand und hereingudte, ob die Rinder artig seien und was sie trieben und werkten. Sie hatte auch schon seine Flügel ums Haus rauschen hören, und wenn sie davon erzählte, ach, dann wagte man faum zu atmen vor Andacht und glüdseliger Erwartung. Dann fam auch wohl ein Tag, wo das liebe Christfind der Mutter Bericht schidte, die Rinder sollten nun ihre Wunschzettel schreiben, sie könnten sie nur ins Futterkastchen legen vor dem Fenster, und wenn es dann etwa zufällig hier vorbeiflöge, so nähme es sie gleich mit. Dh, dann wurde, was das Herz am sehnlichsten begehrte, — aber ja nicht unbescheiden sein! — mit den schönsten Buchstaben auf das allerfeinste Papier geschrieben, das man auftreiben konnte; und richtig, am andern Morgen — war's zu glauben? war der Zettel fort und statt dessen lag wirklich und wahrhaftig für jedes eins der schönen Weihnachtsguezi im Vogelhäuschen, da wußte man's ja für ganz gewiß: ja, es war da gewesen, das himmlische Kind! Ja, und Klein-Unni will auch wirklich einmal in der Nacht so etwas Merkwürdiges draußen gehört haben, wie wenn etwas Großes am Fenster vorbeiflöge. Immer von neuem wurde Mutter bestürmt mit Fragen und Bitten, und sie wurde nicht mude gu schildern und auszumalen bis ins Allerkleinste, wie es beim Christfind im Himmel und beim St. Niklaus im Wald zuging. O die selige Zeit des Hangens und Bangens, da die Serzlein flatterten, wonnig und ängstlich zugleich, beklommen und jubelnd in einem Atem über das Wunderbare, das nun täglich und allnächtlich sich vollzog um sie herum. Man lebte in diesen Wochen wie in einem Märchen, wie in einem beseligenden Traum, in einer leichteren Luft. All dieses suße Erwarten war eigentlich das Aller= schönste von allem.

Und dann, wenn alles vorbei war — war es dann vorbei? D nein, dann zehrte man noch lange, lange daran, noch lange schien das Licht des Weihnachtsbaumes in den Alltag himein, oh, so lange fort, bis die Ostersonne ihre Strahlen vorausschickte in die Kinderstube, dis irgendwo am Horizont der Einbildung zwei behaarte Ohrenspitzen auftauchten, die mit jedem Tag wuchsen, die ein ganzer Hase dran war, der wunderbare und fabelhafte Osterhase, der aller Naturgeschichte zum Trotz Gier legte im Garten — man denke, ein Hase! Aber eben drum ist es der Osterhase, weil er das kann; wäre er ein gewöhnlicher Hase, so könnte er's freilich nicht. Auch über ihn weiß Mutterchen

sehr gut Bescheid, und wenn sie einmal etwas nicht weiß, nun, so fabuliert man sich's gemeinsam zusammen, und es gibt gar nichts Lustigeres, als sich das alles so auszudenken und vorzustellen; immer kommt einem wieder etwas Neues in den Sinn.

So war das bei ihnen immer gewesen, schon bei den Größeren, und jetzt auch bei den Kleinen. So war um jedes dieser Feste ein Zauberkreis gezogen, in dem es nach Wunder dustete und nach Geheimnis roch und in dem das Kindergemüt all sein Berlangen aussebte nach dem Erstehnis des Herzens, statt dem täglichen Erseben des Berstandes, der kalten und harten Wirklichkeit, die dem Kinde oft so weh tut.

Und das sollte nun nicht mehr sein? Das heiße, die Rinder anlügen und ihnen ein schlechtes Beispiel geben, meinte die Schwägerin, denn wenn die Rinder, wie es ja naturgemäß geschehen werde, eines Tages dahinter kämen, aufgeklärt von ihren Rameraden, und merkten, daß das alles gar nicht wahr sei, wie stände sie, die Mutter, dann da vor ihnen? Als was? Und was mußten die Rinder von ihr denken? Sie, die doch sonst eine so ängstliche Wahr= heitsfanatiferin ift, wie fann sie nur den Rindern mit aller Absicht und allem Bewußtsein solche Unwahrheiten aufbinden? Ueberhaupt heutzutage, wo man doch in allem so fortgeschritten und aufgeklärt ist, wo sie doch selber das Märchen vom Storch zum Beispiel so sehr verurteilt, warum denn vor diesen andern Märchen Salt machen? Das ist ja ganz altväterisch — sie ist doch sonst auch nicht so —, und paßt nicht mehr in unsere moderne Zeit; unsere Kinder sind anders, denken praktischer, nüchterner, materieller, exafter, die sollte man nicht mehr mit solchen Phantastereien abspeisen wollen. Man muß mit der Zeit schreiten, auch in der Erziehung. Sie sagt ihren Kindern, so und so ist's, ein Christkind und einen Niklaus, das gibt's nicht, das fagt man nur so, und Märchen sind eigentlich etwas Dummes, ihr könnt euch ja selbst denken, daß das alles nicht wahr ist. So muß sie dann einmal nicht fürchten, daß die Rinder vor ihrer Wahrhaftigfeit den Respett verlieren. Ihre Kinder haben aber auch einen seltenen und erfreulichen Wirklichkeitssinn, alle, bis auf Gertrud, aber die ift ja überhaupt aus der Art geschlagen.

Ja ja, die Mutter weiß das, sie kennt ja ihre Nichten und Neffen, die nüchternen Brosaiker und Praktiker, denen man ansieht, daß sie nie in den Wundergarten der Poesie, des Märchens, hineingeschaut haben, nur Gertrud, die Jüngste, ist das große Sorgenkind der Familie, sie ist bei der ihr zuteil werdenden vernunftgemäßen und so sehr aufs Wirkliche gerichteten Erziehung einfach ein Rätsel.

Frau Anna sinnt und sinnt. Wie war das doch mit ihren beiden Aeltesten, als sie "es merkten"? Nahmen sie der Mutter den frommen Betrug übel? O bewahre, da sprach man miteinander in aller Offenheit, und da fand man, daß, wenn alle diese schönen Märchen auch nicht worts wörtlich zu nehmen seien, sie doch ihr Daseinsrecht hatten, da sie ewig wahr blieben als Symbole für Naturgeschehen draußen oder drinnen in den Tiefen der Menschenseele. Immer wieder muß die Liebe neu geboren werden in uns und ihr Licht ausstrahlen um uns, und muß sich kundtun in nimmermudem Schenken unserer selbst an andere, an die Welt. Und immer wieder erwacht die Erde zu neuem Lenze, zu neuer Fruchtbarkeit und neuem Geben, jedes neue Jahr erblickt das herrliche Wunder von neuem, daß aus der toten Erde Leben bricht und Frucht bringt, und daß alles sich verjüngt. So herrliche Wunder erleben wir tagtäglich um uns; ist es da nicht das allerkleinste Wunder, daß zu Oftern der Sase, das Sinnbild der Fruchtbarkeit, bunte Gier legt? Zeigt nicht auch das Ei, das runde, in sich selbst zurudkehrende, dieses Erwachen zum Leben aus totem Reim? Wie sagt doch Lessing: "Der Wunder höchstes ist, daß uns die wahren, echten Wunder so alltäglich werben können, werden sollen". Geht nicht dem reifenden Berständnis der Kinder, ja oft erst dem mit reicher Lebens= erfahrung gesegneten Erwachsenen, erst der tiefe Sinn auf, der in jedem echten Märchen und auch in Volksbräuchen stedt? Ist das Märchen nicht innerste Offenbarung der Tiefen der Menschenseele? Bedeutet es nicht dem, der es psychologisch erfassen tann. lauterste Wahrheit?

Nein, die Mutter fühlt, daß eine Mutter, die ihr übriges Tun und Sandeln von unbestechlicher Wahrhaftigfeit beherrschen läßt, nicht zu fürchten braucht, daß sie durch ihre Marchen und ihr Fabulieren im Rind den Glauben an sich erschüttere, daß vielmehr Kinder sehr wohl zu unterscheiden wissen; sie weiß, ihre Kinder haben es ihr nie übel genommen, sie haben es ihr vielmehr von Bergen gedankt, daß sie um jene Feste, deren Kern kindliche Bernunft und Erfahrung noch fremd und verständnislos gegenüberstehen, den Zaubermantel der Phantasie, den Goldglans der Poesie gebreitet hat, in den das kindliche Gemüt sich so wohlig einschmiegt, sie haben es ihr gedankt, daß sie die Marchen nicht als "dumme Phantastereien" abtat, sondern sie betrachtete als das eigentliche Heimatland der Rinderseele, als ein Paradiesgärtlein, in dem sie sich nach Herzenslust muß ergehen und ausleben können, damit sie nicht später auf falschen Wegen irre läuft. Je mehr sich die Mutter in ihre eigenen Kinder hineinlebte, desto klarer wurde in ihr die Ueberzeugung, daß es das tiefinnerste Bedürfnis des Kindes ist, der kalten Verstandeswelt der Erwachsenen, ja überhaupt der Welt, wie sie ist, der rauhen Wirklichkeit, die dem Genuß nachjagt, dem Besit und der Ehre, zu Zeiten zu entfliehen in das Reich der Seele, des Unwirklichen, des Wunderbaren, des Uebernatürlichen, wie ja auch der Erwachsene aus dem nüchternen, herzbeklemmenden Getriebe des Alltages sich gern hinwegstiehlt ins Reich der Kunft, in die Welt des Schönen und Abstraften.

Frau Anna fühlt, daß es ein Unrecht ist an der Kinderseele, wenn man ihr diese ihre eigenste Welt vorenthält. Ja, je mehr wirtschaftliche und technische Errungenschaften unser Leben veräußerlichen, mechanisieren, "praktischer" gestalten, je großstädtischer die Stadt wird, je industrieller das Dorf, je moderner das Leben, um so eher muffen wir unsern Kindern solche "Reservationen des Gemutes" schaffen, wie man in den größten Städten des Auslandes jest anfängt, nicht nur grüne Inseln, "Anlagen", Bu schaffen, sondern mächtige grüne Gürtel frei atmender Natur um das Säusermeer herum als Zuflucht für jene, die des Treibens mude, sich selber wieder finden möchten M. Steiger. in der Stille.

Die Dattelfrucht.

Reiner anderen Baumfrucht kommt in ganz Nordafrika und einem großen Teil Rleinasiens eine so große Bedeutung als Volksnahrung zu, wie der Dattel. Sie wächst bekanntlich an der Dattelpalme, botanisch Phönix dactnfera geheißen, einem schlankstämmigen hohen Baum mit glodenförmiger Krone, deren Zweige oft mit halbzentnerschweren Buscheln dieser Frucht beladen sind. Merkwürdigerweise wird der Baum in der altägnptischen Literatur wenig oder gar nicht erwähnt; er soll nach neueren Autoren aus Arabien stammen und von dort nach Persien und Aegypten verpflanzt worden sein. Heute ist er im ganzen mittleren und südlichen Orient verbreitet, wo er nicht nur seiner mannig= fachen nüglichen Eigenschaften wegen geschätt wird, sondern oft auch die einzige landschaftliche Zierde ausgedehnter Wüstengebiete bildet. Der Saft des Stammes liefert ein angenehmes mildes Getränk, das die Araber lagmi benennen. Die Balmblätter finden in verschiedenen Gewerben Berwendung. Man fabriziert aus ihnen Teppiche, Körbe, Sute und dergleichen. Die Dattelfrucht ist je nach den Regionen, denen sie entstammt, in der Qualität verschieden. Hervorragend groß und fleischig ist die ägnptische Dattel.

Ihr Zudergehalt beträgt hier 36 Prozent, der Gehalt an Eiweiß 23 Prozent. Zum Versand eignet sie sich bagegen weniger, als die Dattel mehr östlich gelegener Gebiete des nördlichen Afrika. Auch aus der Dattel selbst werden Ge-tränke zubereitet, namentlich der sogenannte Dattelwein, den man dadurch erhält, daß man den Saft frischer Datteln mit Wasser mischt und garen läßt. Bis in die Rongolander hinunter wird diesem Getränk fleißig zugesprochen, an den Höfen der kleinen Negersultane wird er in Form eines stark alkoholartigen Liqueurs genossen. Die Dattelfrucht findet auch in der Medizin Berwendung. Gelbst der Dattelfern wird in mancherlei Form nutbar gemacht. Er bient unter anderem zur Serstellung von Zahnpulver und Tin-ten. Gemahlen ergibt er ein gutes Futter für die Kamele, das von den Arabern auf allen längeren Karawanenzügen mitgeführt wird.

Die Dattelernte, die in südlichen Distrikten schon Ende September beginnt, gestaltet sich, ähnlich wie bei uns die Obst = oder Traubenlese, zu einem fröhlichen Fest für Jung und Alt. Die Städter, wie beispielsweise die Bewohner von Kairo, fahren an Sonntagen zu Tausenden aufs Land hinaus, um Balmenzweige mit Buscheln der sugen Frucht heimzubringen. Ist die lettere noch nicht genügend reif, so wird sie daheim in heißen Sand gebettet, wodurch sie bald die gewünschte Beichheit erhält. Bon größerer Wichtigkeit ist die Erntezeit natürlich auch für die arme einheimische Bevölkerung. Nach langen und heißen Monaten der Entbehrung kommen nun einige Wochen der Schmauserei. Das ärmste Araberbublein ist sich herzlich satt, denn die Frucht ist billig und der Besiger der Baume übt gemeinhin eine anerkennenswerte Gastfreundschaft.

Der Kranke.

Balfamdüfte ziehen Mir am Fenfter, ach, vorbei. Bunte Räfer fliehen Mir vorüber hastigscheu. -Duft, ich seh's dort bligen Durchs verhangne Fensterlein: Dränge durch die Rigen Dich mit Kraft zu mir herein! -Räfer, einmal wiege Schwebend mir vor Augen dich, Farbenarm ich liege, Seit die Freude von mir wich!

Winde streichen fühllos Um verschloss'nen Fenster mir, Sänger schweifen ziellos Weit in Simmels blaue Bier. -Winde, stehlt euch leise In den stillen Leidensraum, Rühlt die Stirn, die heiße, Wiegt mich ein in sugen Traum! - Boglein, fet' bich nieder Einen einz'gen Augenblid, Sing' mir Freudenlieder, Schmerz fehrt früh genug zurück!

Sonne nur verstohlen Wirft ins Stubchen mir den Strahl, Und auf leisen Sohlen Geben Lind'rer meiner Qual. -Sonnenlicht, o fülle Mir mit Gold die Kammer heut, Daß das Letd sich hülle Ewig in dein Strahlenkleid. — Ihr, die manche trübe Leidensnacht mir durchgewacht: Sätte eure Liebe Mich zu heilen auch die Macht! Eugen Sutermeister.